

Schulkameraden

Autor(en): **Beaujon, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 22

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mensch denkt und Gott lenkt

Kurzgeschichte von E. Röttcher

Was ich hier erzähle, hat sich vor just zwanzig Jahren, in der Umgebung eines bekannten Industrieortes, im Osten unseres lieben Vaterlandes, ereignet. Es ist kein aufregendes Erlebnis, sondern eine Alltagsgeschichte, die nichtsdestoweniger lehrreich ist und zum Nachdenken zwingt.

Wir wollen den Industrieort Grub nennen, der wahre Name tut nichts zur Sache. Eine halbe Stunde landeinwärts liegen vereinzelte Bauernhöfe und Weiler, die zur Gemeinde gehören. Seit Grub Industrieort geworden, haben sich auch die Bauern auf dem Lande mächtig erholt, indem sie ihre Produkte mit Leichtigkeit und zu angemessenen Preisen an die Industriebevölkerung abgeben konnten. Und wer auf irgend einem Hofe abkömmlich ist, Söhne großer Familien, die zu Hause entbehrlich sind, sucht den Verdienst in Grub. Auf diese Weise haben sich Bauern und Industriearbeiter näher kennen gelernt, es haben sich Freundschaften gebildet, die für beide Teile von Nutzen sind. Vor zwanzig Jahren aber ereignete sich etwas, das diese langgepflegte Freundschaft auf eine harte Probe stellte. Der Generalstreik brach aus, die Arbeiter gehorchten der Parole der Gewerkschaften, die Bauernsöhne wurden zur Sicherung der Ruhe im Lande aufgebieten. Unglücklicherweise grassierte die Grippe im Lande und manch junger, hoffnungsfroher Bauernsohn fiel der Seuche zum Opfer. Die Landwirte waren nicht gut auf diejenigen zu sprechen, welche zum Streik getrieben, das Wort „Sozi“ geisterte durchs Land und hatte einen bösen Klang. Es fielen harte Worte diesseits und jenseits des Grabens, der sich geöffnet.

Auch in einem der benachbarten Weiler gab es Leute, welche einen stillen Groll auf die vermeintlich verführten Arbeiter hegten, doch die meisten hielten sich mit ihren Äußerungen besonnen zurück. Mit Ausnahme der Lehnhofbäuerin, welche sich hoch und heilig verschwor, daß nunmehr keiner von Grub je wieder einen Korb Kirschen bei ihr zu holen brauche. Die sollen Kirschen holen, wo sie wollen, nur nicht bei mir. Wollte ihr Mann das ausgebrochene Feuer dämpfen, fuhr sie ihm barsch über das Maul, auf dem Hofe galt ihr Wille allein. Sie sagte es jedem, rief es über die Straße, daß sie ihre Kirschen im folgenden Jahre in die neugebaute Konservenfabrik abliefern, welche eine Wegstunde von Grub entfernt lag.

Die Kirschbäume trugen im folgenden Jahre besonders schön. Ein warmer Sommer brachte die Kirschen frühzeitig zum Reifen, zur Erntezeit kamen die Arbeiter von Grub mit Körben aufs Land, um die süßen Früchte zu kaufen. Sie kamen auch auf

den Lehnhof, aber da zeigte sich, daß die Lehnhöflerin nichts vergessen und nichts gelernt.

Holt eure Kirschen wo ihr wollt, nur nicht bei mir! Es kommt mir keine einzige Kirsche in euer Sozineß, fertigte sie die Leute grob ab und mancher konnte sich die Ursache nicht erklären und deckte sich anderweitig ein. Sie hielt auch Wort, so viele alte und treue Kunden bei ihr vorsprachen. Die ganze Ernte wurde in die Konservenfabrik abgeliefert. Zwar bedeutete dies keine geringe Mehrarbeit, denn es durfte nur ganz schöne Ware geliefert werden, aber die Lehnhofbäuerin scheute die Arbeit nicht.

„Denen hab ich's gezeigt, jawohl!“ meinte sie, als ihr Mann mit den letzten Kirschen den Hof verließ. Den Nachbarn erzählte sie von den hohen Preisen, die man ihr versprochen. Der Sommer ging vorüber, der Herbst ebenfalls, doch es lief keine Mitteilung ein, daß man das Geld für die gelieferten Früchte abholen könne. Eines Tages aber stand im Amtsblatt zu lesen, daß die Konservenfabrik ihre Zahlungen eingestellt habe. Die Lehnhofbäuerin wollte es nicht glauben und ging an die Gläubigerversammlung, weil sie immer noch hoffte, etwas retten zu können. Aber es war ein vergeblicher Gang, für die Lieferanten blieb nichts, aber auch rein nichts übrig, wie sie erfahren mußte. Der Schreck darüber verschlug ihr die Stimme, die Ihrigen konnten sich nicht erinnern, daß sie je einmal so still und gedrückt nach Hause gekommen war.

In der Kammer meinte der Mann schüchtern, es wäre besser gewesen, wenn man ... er konnte aber nicht aussprechen, was besser gewesen wäre, denn sein Weib fuhr ihm grob über den Mund, mit dem Bescheid, daß sie dies nicht habe voraussehen können.

In den folgenden Tagen ließ sie sich nirgends außer Haus sehen, die Nachbarn gönnten ihr diesen Reinfall, denn die Schadenfreude ist bekanntlich immer die reinste Freude.

Als im darauf folgenden Jahre die Kirschbäume wieder ihre süßen Früchte trugen, wies sie keinen Käufer von Grub mehr ab, im Gegenteil, sie war froh, daß die Leute so vergesslich waren und es ihr nicht nachtrugen. Von der Konservenfabrik aber, die in kapitalfräftigere Hände kam, wollte sie nichts mehr wissen.

Jetzt, da es just zwanzig Jahre her sind, darf man schon darüber berichten, wenn es auch nur deshalb wäre, um einen neuen Beweis den alten hinzuzufügen, daß der Mensch zwar denkt, Gott aber lenkt.

Schulkameraden. 1. Köbi Schaller, Dichter und Finanzgenie

Ch. Beaujon

Die Wände der Mansarde eines hohen Hauses irgendwo in der Länggasse sind mit billigem, rotgeblumtem Tuch bespannt. Von einer altmodischen Etagère schaut Napoleon ernst auf die ihm etwas ungewohnte Umgebung. Aber sonst scheint sich der große Eroberer in der Gesellschaft der Herren Gottfried Keller, Nikolaus Lenau und Wolfgang Amadeus Mozart, die in Postkartenformat am graugestrichenen Querbalken der heimeligen Bude aufgenagelt sind, ganz wohl zu fühlen. In Köbis Leben hat Napoleon übrigens eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Er hielt es nämlich nicht unter seiner Würde, unserm Dichter und Finanzgenie helfen unter die Arme zu greifen, wenn finanzielle Not „im Lande“ war.

Die billige Gipsstatuette, die den Kleinen Korzen — der ja ein mächtiger Kaiser geworden ist — in der bekannten Pose zeigte, wechselte recht oft den Besitzer. Köbis Bruder nämlich, der um zehn Jahre jüngere Hansi, verfügte als Liebling des

Vaters stets über ein ansehnliches Taschengeld und teilte sich mit seinem älteren Bruder in die schwärmerische Bewunderung für Napoleon Bonaparte.

So kam es öfters vor, daß der Sieger bei Jena und Austerlitz den Zeigefinger zwischen dem zweiten und dritten Gilettnopf hervorzog, den rechten Fuß vom bronzenen Kanonenrohr nahm und, seinen erhabenen Standpunkt in der Mansarde aufgebend, sich für einige Zeit in einen dunkeln Spielschrank zurückziehen mußte, der im geräumigen, hellen Zimmer des ersten Stockes stand. Diese Transaktion wiederholte sich so alle zwei bis drei Monate. Sie war stets von einer für Köbi günstigen finanziellen Auswirkung, denn Hansi zahlte gern und prompt seine achtzig Rappen Miete. Sorgfältig und stolz trug er den köstlichen Schatz die vier Treppen hinunter, vergaß aber über Dampflokomotive und Ankerbalken gar bald das Genie, vor dem einst ganz Europa gezittert hatte.

Bei der ersten, besten Gelegenheit — große Strategen verdanken bekanntlich ihre Erfolge im Erkennen und Ausnützen günstiger Gelegenheiten — kehrte Napoleon von St. Helena wieder in die stille Dachkammer zurück, und es ist wahrscheinlich, daß Röbi an der wohl gelungenen Flucht jeweils nicht ganz unbeteiligt gewesen ist.

Röbi war immer ein eher mittelmäßiger Schüler. Beim Deutschlehrer aber hatte er einen Stein im Brett, denn in Literatur und Geschichte übertraf er bei weitem alle seine Kameraden. Die Aufsätze waren reif und klar — und schön, und rezitieren konnte er fast so gut wie der berühmte Broich, der regelmäßig, wie Sanft Niklaus einmal im Jahr, auftauchte, und im großen Saal des Gymnasiums seine reichen Gaben streute.

Wie alle Gymnasiasten, hatte auch Röbi seinen Schwarm. Eine platonische Liebe. In stillen Nächten, wenn das ganze Haus in tiefem Schlummer lag, dichtete er seine Geliebte an. Vers reichte sich an Vers, und als ihm ein poetischer Erguß einmal ganz besonders geglückt war, entschloß er sich, ihn seiner Angebeteten zu überreichen.

An einem sonnigen, strahlenden Winternachmittag folgte Röbi seinem Anny. In den Lauben, die er mit seinen Kameraden schon unzählige Male hinauf- und hinuntergebummelt war,

entdeckte er auf einmal die Gestalt des Mädchens, dessen Bild er in seinem jungen Herzen trug. Er verließ die Freunde und schwenkte ab in der Richtung, in der ein heller Mantel und eine rote, gestrickte Mütze durch eine Seitengasse verschwunden waren. Der Weg führte an der Hauptpost vorbei, über die Rote Brücke in ein Außenquartier der Stadt. Große Schneeflocken fielen lautlos auf die Dächer und kahlen Bäume. Der Weg war weit. Röbi vergewisserte sich, ob das Gedicht noch in der Brusttasche sitze. Einmal, fünf Mal, zwanzig Mal faßte er den Entschluß, Anny anzureden. Immer wieder hielt ihn eine unerklärliche Scheu davor zurück. Und als er sich endlich endgültig aufgerafft hatte, sein Gedicht an den Mann zu bringen, da verschwand der helle Mantel in einer Tür, und kurz darauf huschte eine rote, gestrickte Mütze am Gangfenster des ersten Stockes vorüber — hinaus in höhere Regionen. Röbi kehrte nach Hause zurück. Dann sank der Abend auf die Stadt hernieder. Es wurde finster in den Straßen. Durch das schmale Dachfenster schauten die Sterne. In den hohen Alleegebäumen rauschte der Nachtwind. Er rauschte im nahen Wald, der weit und tief und verschwiegen ist.

Trotzdem Röbi mit seiner napoleonischen Idee Ansätze eines Finanzgenies zeigte, hat er es, wie fast alle Dichter, im Leben zu nichts gebracht. Er ist nur ein Dichter geblieben.

Was Ortsnamen verraten

Viele, die sich sonst zur Ferien- und Reisezeit im Autocar-Eiltempo haben durchs Land tragen lassen, werden diesen Sommer gemächlicher und besinnlicher reisen. Aus Massentouristen werden Einzel- und Gruppenwanderer, die mit Land und Leuten Fühlung nehmen und sich für dies und das interessieren — so gewiß auch für manchen merkwürdigen Orts-, Berg- oder Geländenamen. Solche Namen haben oft ein ungeahnt ehrwürdiges Alter, und sie bedeuten zuweilen etwas ganz anderes als man sich etwa so denkt. In ihnen ist etwas von der Jahrhunderte und Jahrtausende umfassenden Besiedlungsgeschichte der betreffenden Gegend enthalten, und dem Kundigen verraten sie dann und wann sogar einiges von der Vorstellungswelt der Ureinwohner unseres Landes. Einer Autorität auf diesem Gebiet, dem Ortsnamenforscher J. U. Hubschmied, verdanken wir die sprach- und siedlungsgeschichtliche Deutung von über 300 mehr oder weniger bekannten und z. T. mehrfach vorkommenden Ortsnamen des Berner Oberlandes. Seine Schrift „Über Ortsnamen des Amtes Frutigen“ ist als Nachtrag zum „Frutigbuch“ erschienen und von der Heimatkunde-Vereinigung Frutigen herausgegeben worden.

Hubschmied unterscheidet Namen gallischen (keltischen), romanischen und germanischen Ursprungs. Mehr noch als in römischer Zeit dürften sich die Helvetier bzw. ihre Nachkommen — samt vielen romanisch Sprechenden — beim Eindringen der Alemannen in die Alpentäler zurückgezogen und dort der Alpmenschen gelebt haben. Alpenwörter wie Senn, Ziger, Brente gehen denn auch auf diese und noch frühere Zeiten zurück. Die auffallend häufigen Ortsnamen gallischen Ursprungs neben solchen romanischer und alemannischer Herkunft lassen darauf schließen, daß gallisch Sprechende, also Nachkommen der zum weitverbreiteten Volk der Gallier (der Kelten des Festlandes) gehörenden Helvetier, dann noch Jahrhunderte lang neben Romanen und Alemannen sesshaft waren.

Gallischen Ursprungs sind die Namen der meisten größeren Flußläufe unseres Landes; diese Namen, die meist eigentlich nicht den Fluß, sondern das göttliche Wesen bezeichneten, das man sich im Flusse hausend dachte, sind von Romanen und Alemannen übernommen worden. So ist Rander von Randra, „die Weiße“, abzuleiten, und in Engstligen verbergen sich zwei gallische Wörter, die ungefähr „die schnell Gehende, weit

Ausschreitende“ besagen. Auch in verschiedenen Bergnamen leben eigentlich religiöse Vorstellungen der Helvetier fort. So haben Daubenhorn und Daubenfee, Tübe und Tübenloch nichts mit Tauben zu tun; vielmehr lehrt uns Hubschmied: Nach den Vorstellungen der Gallier hausten in Flüssen, finstern Schluchten oder Wäldern, in Sümpfen und Bergwildnissen schwarze, dämonische Wesen in Frauengestalt: so duba, „die Schwarze“, die also auch noch im Doubs steckt. Daneben sind aber, sozusagen als Lichtgestalten, auch auf Bergen hausende göttliche Frauen und Mütter verehrt worden, zu denen man betete und denen man Weihgeschenke darbrachte. Diese Vorstellungen sind z. T. von den Alemannen übernommen worden und lebten noch in christlicher Zeit weiter; auf ihnen beruhen z. B. die Bergnamen Frau, Witwe und Engel. Der Strubel oder der wild Strubel war ursprünglich der Name eines als Mann mit wildem Haarschopf gedachten dämonischen Wesens.

Was hat denn eigentlich die Birre bei Randersteg, dieser markante Felsberg, mit einer Birne zu tun? Gar nichts! Es ist, wie uns Hubschmied belehrt, ein auch sonst im Berner Oberland häufiger Name von haubenförmigen Berggipfeln, verwandt mit dem fryburgischen Berra und mit dem französischen bérêt, also ebenfalls gallischen Ursprungs. Häufig ist auch Tschuggen, dem die Bedeutung „Felskopf“ oder „Stock“ zugrundeliegt und das sich aus dem gallischen tuffo — Stock geformt hat. Gemmi geht mit chemin zurück auf das alte romanische caminus — Weg, das ebenfalls aus dem Gallischen hergeleitet wird. Irrtümlich umgedeutet worden wie Goldau, Goldach ist auch der Alpname Golderen, in dem kein Gold, sondern das gallische gol — Geröll, grober Steinschutt steckt, so daß es früher wohl Goleren, d. h. Gegend mit viel Geröll, geheißen hat.

Aus dem Romanischen abzuleiten sind z. B. Gorneren, nämlich von cornu — Horn oder Felskopf, Lattrenen vom altromanischen latteria (französisch laiterie): Alp, wo die Milch verarbeitet wird, Spiggengrund, dessen Felsenspitzen spicas oder spicones genannt wurden, Tschingel, das cingulum entspricht und ursprünglich Rasengürtel, Rasenband bedeutete. — Krattigen ist vom alemannischen Namen Kratto abzuleiten, während Frutigen einen burgundischen Gründer namens Fruta, alemannisch Fruoto, vermuten läßt. B. P. B.